

Pittoreske Pracht der Bilder

Gesamtausgabe von Johannes Schenks Gedichten im Wallstein Verlag

Johannes Schenk wurde 1941 in Berlin geboren, wo er 65 Jahre später starb. Sein Vater, ein damals bekannter Fotograf, entzog sich und seine Familie den Ansprüchen der nationalsozialistischen „Reichshauptstadt“ durch eine Übersiedlung nach Worpswede an der Nordseeküste, wo Schenk aufwuchs. Die Ambivalenz zwischen der Großstadt, die er als Ort von Ängsten und Einsamkeit wahrnahm, und der verheißungsvollen Offenheit der Küste prädestinierte Schenks Blick auf die Welt. Schon in seiner Kindheit, sobald er lesen konnte, träumte er vom weiten Erdenrund und davon, sich darauf zu bewegen, aber nicht hoch in den Lüften, sondern hautnah, authentisch, den Elementen ausgesetzt, den Aufregungen und Wellengängen des Menschenlebens. Am liebsten zur See:

*Nachts
beim Lampenschein las ich den Atlas
Und befuhr den Globus. So, schon
Damals kannte ich
St. Amaliens Hafen, Kuba und die
Antillen...*

Seit er vierzehn war, fuhr er als Matrose auf wechselnden Schiffen durch die Welt, von einem unstillbaren Fernweh getrieben. Er kam an wirklich entlegene Orte, in damals kaum erreichbare Länder. Auf keinem Schiff blieb er lange, „die Kapitäne sahen es nicht gerne“, schrieb er später, „wenn ich meinen Mund aufmachte. Das war das einzige, was wirklich groß an mir war, der Mund, sonst war ich eher klein geraten.“ Noch größer als der Mund müssen die Augen gewesen sein, mit denen der junge Seefahrer Tausende Bilder, Details, Stimmungen, Farben in sich aufnahm. Als er irgendwann in seinen Zwanzigern zu einer relativen Ruhe fand und zu schreiben begann, stürzten die Metaphern und Gleichnisse aus ihm heraus, bildeten klare Kaskaden von Worten, füllten die Seiten seiner Gedichtbände.

Johannes Schenk schrieb am liebsten lange, bilderreich ausschweifende, von keinem Kargheitsgebot behinderte Poeme. Der Schreibvorgang hatte in

seinem Fall etwas Eruptives: für ein langes Gedicht, manchmal mehrere Buchseiten lang, brauchte er „oft nur eine Stunde“. Sein längstes Poem, „Galionsgesicht“, umfasst in der neuen Gesamtausgabe des Wallstein Verlags 111 Seiten. Fast immer sind plötzliche Erinnerungen der Auslöser einer funkelnden Flut dichterischer Assoziationen:

*Angekommen in einer südlichen Stadt,
die Häuser mit den fliegenden Dachgärten
dort oben und die Kinder die rhythmisch
krakeelen, klappe ich meinen Koffer auf,
schaue hinein und sehe...*

Der Vorgang hat entschieden etwas Zauberhaftes. Schenk muss nicht erst nach Worten suchen, im Gegenteil, sie liegen parat und bedrängen ihn längst, wenn er sich zum Niederschreiben entschließt. „Die Bilder, die mir in den Kopf und dann in die Schreibhand kommen“, erklärte er in einer Rede vor amerikanischen Studenten, „sind sehr ungeduldig in mir. Ich schreibe sehr schnell.“ Ein 1965 Martin Buber gewidmetes Gedicht, „Der Löwe Juda“ hielt Schenk selbst für das erste, in dem er glaubte, „mich und meine Gedichtssprache gefunden zu haben“. Eine im Grunde philosophische Frage („Wo ist der Friede?“) wird hier – exemplarisch für Schenk – in spielerischen, burlesken Allegorien vorgetragen.

Auf diese Art entstanden rund sechshundert Gedichte in einer dichterisch üppigen, dabei hochkonzentrierten Sprache. Eingehüllt in die pittoreske Pracht seiner weltweit wahrgenommenen Bilder bilden oft sehnsuchtsvolle Ausbrüche aus der Enge den psychologischen Kern der in den Versen erzählten Geschichte, meist von Städtern, die es hinaustreibt in Weiten wie Meer oder Wüste:

*Im Hannoveranischen, wo er der Gummifabrik entwich
und seine heiße Stirn ins Moorgras senkte,
dabei von der Sahara zu träumen, von Lampenputzers
kaffeebraunem Kolben und sandgelber Wüstenrose,
vom Einmalimjahrregen geweckt. Heiß dreht die Sonne
über den Kopf hinein ins gezwirbelte Sonett...*

Schenk war ein Mann von Welt, ein von Weitblick geprägter Reisender in einer Zeit, als deutsche Literatur noch sehr viel enger und provinzieller war als heute. Er blieb ein Außenseiter im deutschen Literaturbetrieb seiner Tage und erwies sich weitgehend immun gegen dessen literarischen Verabredungen: die fade Entsinnlichung, das Lehrstückhafte und Ideologische, das von Brecht vorgeführte Zerstören von Rhythmus und Klang, das Zerhacken von Versmaß und Zeile, das Zertrümmern der metaphysischen Aura des Textes. Schenk, erfüllt vom Reichtum seiner Bilder, zugleich mit der Fähigkeit begabt, sie in schlanke Verse zu setzen, schwelgte in aller sprachlichen Üppigkeit, zu der die deutsche Sprache fähig ist, wenn sie ein wirklicher Kenner meistert.

Schenks Lebensgefährtin, die Berliner Malerin Natascha Ungeheuer, und der Wallstein Verlag haben sich nach seinem überraschenden Tod im Jahre 2006 daran gemacht, das verstreute, zu seinen Lebzeiten in vielen Verlagen veröffentlichte Werk in einer editorisch gut besorgten, schön gestalteten Gesamtausgabe herauszugeben. Johannes Schenks Gedichte verdienen es, auf diese Weise verewigt zu werden, wie der seltsam scheue, weltgewandte, dabei einsam arbeitende Mann, der dahintersteht.

© CHAIM NOLL, 2010

Veröffentlicht: Die Welt, Berlin, 17.Juli 2010

Johannes Schenk, Die Gedichte 1964-2006, 3 Bände, Wallstein Verlag
Göttingen, 1386 Seiten, 59,90 Euro